

Komodo Nationalpark - Indonesien

IM REICH DES DRACHEN

Nordwestlich des australischen Kontinentes bei rund acht Grad südlicher Breite erstrecken sich die Kleinen Sunda-Inseln wie Perlen auf einer Schnur von Bali im Westen bis Timor im Osten durch die märchenhafte Inselwelt Indonesiens. Zwischen Sumbawa und Flores, Fliegendreck auf jeder Landkarte, ragt eine Handvoll schroffer Felsen aus dem tiefen Blau des Indischen Ozeans. Auf den winzigen Inseln scheint die Zeit still zu stehen und bis heute sind sie quasi menschenleer. In dämmrigen Wäldern und endlosen Grassavannen hausen die letzten Drachen dieser Erde. Wurzel ungezählter Mythen sind sie die wahren Herrscher des Inselreichs. Ihre Erscheinung ist über jeden Zweifel erhaben und ihr Anblick Schrecken und Faszination zugleich.

TEXT: DR. KLAUS SPARWASSER / FOTOS: K. SPARWASSER/ ANDREA HEUMANN

Völlig erschöpft lasse ich mich auf einen modrigen Baumstumpf fallen und fasse nach der Wasserflasche in meinem Rucksack. Das schwere Kamerastativ rutscht von der schmerzenden Schulter und landet unsanft irgendwo im Gebüsch. Schluss, keinen Meter weiter. Völlig idiotisch, dieser Gewaltmarsch. Ich komme mir vor wie ein kochender Motor kurz vor dem endgültigen Hitzekollaps.

Der Atem geht keuchend, der Herzschlag hämmert in wildem Stakkato in den Ohren und vor meinen Augen tanzen bunte Punkte. Sie vermischen sich mit den schräg durch das lichte Blätterdach einfallenden Sonnenstrahlen zu einem langsam kreisenden Kaleidoskop.

Jonas sitzt mir gegenüber und grinst. Stundenlang haben wir uns seit dem Morgengrauen bei zunehmender Hitze die steilen Hänge des Mount Ara hinauf gequält. Auf zugewucherten Urwaldwegen und schlüpfrigen Trampelpfaden, hinaus aus dem Dämmerlicht des Monsunwaldes der Taleinschnitte um die Rangerstation, in die sonnendurchflutete Savanne und grasbewachsenen Hänge der Bergregion mit den Lontar-Palmen, dorthin wo Wildwechsel das Grasland durchziehen und das Reich der Riesenechsen beginnt. Komodoland. Der *Varanus komodoensis* ist die größte Waranart der Welt und hat einen schlechten Ruf. *Ora darat* heißt er im einheimischen Manggarai-Dialekt, Landkrokodil. Er ist riesengroß, angriffslustig und ein Menschenfresser. In seiner unersättlichen Gier greift er selbst Wasserbüffel an.

Ersteres und letzteres stimmt, dazwischen liegt das Reich der Phantasie. Mit Sicherheit sind deutlich mehr der urzeitlichen Reptilien durch Menschen zu Schaden gekommen als umgekehrt. Die rund zweitausend Warane von Komodo gehören zu den stark bedrohten Tierarten und teilen sich ihren Lebensraum mit eintausend Dorfbewohnern und 30.000 jährlichen Touristen, die auf einen Sprung von Bali oder Java herüber kommen. Im Allgemeinen gehen sie Menschen aus dem Weg.

Doch Unfälle kommen hin und wieder vor. Seit dem spurlosen Verschwinden eines Schweizer Barons in den siebziger Jahren darf sowieso kein Tourist mehr ohne Begleitung eines Rangers über die Inseln streifen.

Schweißtriefend, stinkend und einigermaßen erledigt, wären wir für die *Oras* mit ihrem scharfen Geruchssinn wahrscheinlich ein gefundenes Fressen. Doch außer dem leisen Summen der Insekten regt sich kein verdächtiger Laut. Außerdem ist nicht die Uhrzeit für „Dragons“. Warane neigen zum Überhitzen und verbringen die Mittagsglut im Schatten. In dieser Hinsicht sind sie klüger als Menschen.

„Noch zweihundert Meter“, meint Jonas und stützt sich auf seinen gegabelten „Dragon-Stick“, der im Zweifelsfall angriffslustige Komodos abhalten soll. „Höhenmeter?“. Er lacht und schüttelt den Kopf.

Ich gieße mir eine Handvoll Wasser über den glühenden Schädel, suche die Kameraausrüstung zusammen und folge ihm hangaufwärts in das mannshohe Dickicht, durch das sporadisch blaue Himmelsfetzen leuchten. Noch einige Male verheddern wir uns hoffnungslos in einem undurchdringlichen Gewirr von wickenähnlichen Schlingpflanzen und Gestrüpp, dann öffnet sich urpötzlich das Buschwerk und gibt den Blick auf die entfernte Küste frei. Das Panorama ist noch atemberaubender als der endlose Fußmarsch bergauf.

Eingerahmt von Reihen zerklüfteter Bergketten mit wogendem Guineagrass und Lontarplamen ruht Loh´ Liang zu unseren Füßen. Irgendwo tief unter uns, verborgen unter dem Blätterdach liegt das Camp des Nationalparks von Komodo mit seinen strohgedeckten Stelzenhäusern.

In der Bucht landeten vor fast einhundert Jahren die ersten Europäer und berichteten der erstaunten Welt von monströsen Reptilien, Sauriern gar, die Wildschweine mit einem Rutsch verschlingen und die der Wissenschaft bis dahin völlig verborgen geblieben waren.

Das Gesicht der Inseln hat sich seit damals kaum verändert. Der umherwandernde Blick sucht Zeichen des Jetzt in der Landschaft und findet sie nicht. Wenige Anhaltspunkte geben Aufschluß, in welchem Zeitalter der Erdgeschichte man sich befindet. Urzeit oder Gegenwart, die Konturen verwischen. Man vermißt beinahe jede menschengemachte Veränderung der Natur. Nein, man vermißt sie nicht.

Die Silhouetten der Bergrücken lösen sich auf im Horizont, Insel reiht sich auf Insel, Padar, Rinca, Flores. Von Urgewalten zu Hügeln gefaltet, ragen die steingewordenen Zeugen der Urzeit majestätisch in den Himmel. Die Inseln scheinen ein Meer aus Gras, gespickt von den schlanken Stämmen der Palmen mit ihrem Kugelschopf. Nirgendwo tritt nackter Fels zutage. Der Bewuchs nimmt den Hängen die scharfen Kanten doch nichts von der archaischen Kraft.

Der richtige Rahmen für moderne Saurier.

Die Sonne hat den Zenit überschritten, als wir den Abstieg vom Mount Ara antreten. Wachsam schleichen wir durch das dichte Unterholz. Jedes Knacken läßt uns aufhorchen. Seit geraumer Zeit schon folgen wir verräterischen Spuren im Sand. Eine breite Schlangenlinie, rechts und links vier große Pratzten, im Wechselschritt.

„Komodo?“ Jonas nickt. „Wie groß?“ Er öffnet die Arme soweit es eben geht. Ein Männchen also, nahe der magischen Drei-Meter-Grenze. Die Weibchen bleiben rund einen Meter kürzer.

Doch wir haben Pech. Die Trittsiegel verlieren sich im trockenen Bachbett bei Banu Nggulung. Bis 1994 spielten sich hier regelmäßig wahre Freßorgien ab. Über die Böschung ragen noch die Bretter einer langsam verrottenden Aussichtsplattform. Zum Wohle der Echsen und des Nationalparks und zum schaurigen Ergötzen einer endloser Prozession von Touristen, die in den Sommermonaten über die Inseln hereinbricht, celebrierte man hier jahrelang das Bild des furchtbaren Drachen, wie es in den Köpfen vieler herumspukt: wahre Monster, blutrünstig, gefährlich und unberechenbar.

Hinter dem sicheren Lattenzaun klickten Fotoapparate, während in der Arena des trockenen Flußbetts reiße Bestien schwanzschlagend durch den Staub tobten. Blutverschmierte Mäuler senkten sich krachend in Ziegenleiber, die wie göttliches Manna von den Zweigen baumelten.

Fünfundvierzig sollen es gewesen sein, an einem einzigen Sonntag im Sommer vor fünf Jahren. Fünfundvierzig Ziegen und knapp tausend Touristen, Fünzigergruppen im Halbstunden-Rhythmus, von Sonnenauf- bis -untergang. Die Warane hat niemand gezählt. Bei den letzten Fleischbrocken hoben die meisten nicht einmal mehr den Kopf. Über Jonas Gesicht huscht ein befriedigtes Leuchten der Erinnerung.

Kurz darauf wird das fragwürdige Spektakel von der Nationalparkverwaltung endgültig verboten. Man ist, völlig zu recht, der Meinung, daß die Fütterungen dem natürlichen Beuteverhalten der Warane abträglich sind. Es dauert Wochen, bis sich die Tiere daran gewöhnen, daß Fressen fortan nicht mehr vom Himmel fällt.

Die Erzählung läßt uns nicht los. Wegen dieser verrufenen Ungeheuer sind wir um die halbe Erde gereist. Um ihr Bild ein wenig zurecht zu rücken, Wahrheit von Fiktion zu trennen. In das Reich der Drachen, die nur hier überlebt haben und ein Bild davon spiegeln, wie die Welt gewesen sein könnte, lange bevor es Menschen gab.

Der Weg führt unter Tamarinden und Ziziphusbäumen durch dichten Monsunwald. Es raschelt vernehmlich im Gebüsch. „Komodo?“ Jonas wirkt belustigt. Mit dem Waranstock biegt er ein paar überhängende Äste beiseite. „Megapods“. Ein riesiger Dreckhaufen türmt sich zu Füßen einer hohen Sebang-Palme. Von irgendwo hinter dem Hügel fliegen in regelmäßigem Takt Blätter und Erde in Richtung der zentralen Mulde. Großfußhühner, im Wissenschaftsdeutsch „Megapodidae“, legen ihre Eier in solche überdimensionierten Komposthaufen. Sie überlassen ihr Gelege der Gärungswärme biologischer Zersetzung. Von Zeit zu Zeit prüfen die werdenden Eltern mit dem Schnabel, ob die Temperatur auch stimmt und lüften oder decken zu. Oft genug ist die ganze Arbeit für die Katz´ und aus dem Brutofen schlüpfen kleine Saurier. Warane nutzen die Erdhügel nämlich gerne für ihre eigenen Nester – nicht ohne vorher sämtliche Hühnereier zu vertilgen.

Das Frontoffice der Rangerstation taucht vor uns auf und wenig später knirschen unsere Schritte auf den eingefaßten Wegen aus Korallenkies. Hinter der Küche knackt es in den Büschen.

„Megapods?“, frage ich achselzuckend im Weitergehen. Keine Antwort. Ich drehe mich nach Jonas um. Mein Blick folgt seinem ausgestrecktem Zeigefinger. „Komodo!“

Traumbilder werden zur Wirklichkeit. Aus dem Schatten des Gebäudes löst sich der Umriß einer gewaltigen Echse. Ein ausgewachsener Waranmann. Sein massiger Körper scheint kein Ende zu

nehmen. Kraftvoll biegt sich der muskulöse Leib von einer Seite zur anderen. Der kantige Kopf pendelt dazu im Gegentakt. Lichterfetzen huschen über endlose Schuppenreihen. Unter zerfurchten Hornschwieneln blitzen wachsamen Augen. Bei jedem Schritt ziehen die Klauen der stämmigen Beine kratzend über den Grund und schnicken Steine und Blätter vor sich her. Immer wieder die Luft prüfend, fährt die tief gegabelte Zunge aus dem Maul - gelb und glatt wie ein Flammenschwert. Der Eindruck des feuerspeienden Drachen ist perfekt. In der Häßlichkeit des Anblicks liegt die reine Ästhetik von Perfektion und Stärke. Auf ihre Art sind Komodowarane schön.

Die Filmkamera surrt leise vor sich hin. Allmählich füllt die mächtige Eidechse den ganzen Sucher. „Oh, it's very close...“, höre ich Jonas neben mir murmeln. Ich habe keine Zeit nachzuprüfen, wie er das wohl meint. Ein Blick neben die Kamera zeigt, daß das Reptil nun langsam auch mein Gesichtsfeld ausfüllt. Anderthalb Meter trennen mich noch von messer-scharfen Sägezähnen. Mit einem kurzen Kameraschwenk bringe ich das Stativ zwischen mich und die Echse. Sicher ist sicher.

Doch der Waran ist an mir überhaupt nicht interessiert. Der drohend aufgeblähte Hals gilt einem weiteren „King-Size-Burschen“, der abseits in den Büschen ruht. Es geht nicht um Fressen, sondern um Platzrechte. Fauchend und zu voller Größe aufgerichtet stehen sich die Widersacher gegenüber. Dann entlädt sich die Spannung in einer wüsten Verfolgungsjagd und in einer Staubwolke fegen die Kontrahenten schwanzschlagend ins Unterholz.

Feixend schauen wir uns an und schlagen uns auf die Schulter. Dann brechen wir in hysterisches Gelächter aus. Die Szene ist im Kasten.

Tags darauf gelingen uns an gleicher Stelle um ein Haar weit authentischere Aufnahmen. Dramaturgisch ist die Handlung an Spannung kaum zu überbieten. Heimische Schlagzeilen hätten wohl gelaute: „Ungeheuer verschlingt deutsche Touristin“. Es bleibt beim hätte. Gottlob. Aber es ist knapp, verdammt knapp. Zwei goldene Merksätze gelten im Umgang mit Tieren unbedingt: erstens, kehre keinem wilden Tier den Rücken zu, zweitens, mache dich nicht kleiner als Du bist.

Die deutsche Touristin, die, Knipsgerät am Auge, achtlos an uns vorbeistürmt, weiß davon offenbar wenig. Unsere Filmaufnahmen einer Horde wilder Ferkel, die dem reglos daliegenden Urzeitriesen frech ums Maul springen, können wir einstweilen vergessen. Die Schweineschar entschwindet quiekend in den Büschen. Verdutzt schauen wir uns an. Daß die forsche Urlauberin daraufhin beginnt, in Reichweite eines nicht gerade schwächtigen Komodos auf dem Gehweg nach Muscheln zu suchen, steigert unser Erstaunen ins Unermeßliche.

Was folgt war abzusehen und ist eine einzige, harmonisch fließende Bewegung. Real dauert sie kaum zwei Sekunden. In der geistigen Zeitlupe verläuft sie etwa so. Ein mächtiger Echschädel hebt sich zielstrebig vom Boden, die Feuerzunge schneidet die Luft, hellwache Augen peilen in Richtung der potentiellen Beute und in einem blitzartigen Vorstoß werden wenige Meter zu nichts. Laute Warnrufe schallen über den Platz. Ein beherzter Sprung zur Seite verhindert Schlimmeres. Keine Handbreit vom Unterschenkel der entsetzten Touristin entfernt, krachen Kiefer knallend aufeinander. Das Beinahe-Opfer zittert wie Espenlaub, der Waran faucht frustriert. Was die Dame eigentlich fotografiert hat, wissen die Götter. Die Echse jedenfalls hatte sie überhaupt nicht wahrgenommen.

Genau das ist die Taktik. Lauern, wie ein totes Stück Holz. Bis ein unvorsichtiges Tier zu nahe kommt. Dann schlagen sie zu, töten oder verletzen zumindest. Warane verschlingen, was sie kriegen können, in großen Brocken, ohne zu Kauen. Aas, Rehe, Ziegen, Wildschweine, Wasserbüffel – und Menschen, wenn sie ihrer habhaft werden. Wer nicht gleich umkommt, stirbt alsbald an den Folgen schwerster Infektionen. Im Speichel des *Varanus komodoensis* siedeln Dutzende pathogener Keime.

Komodos halten die „Poolposition“ der Fleischfresser auf den Inseln. Sie sind sozusagen konkurrenzlos. Außer dem Menschen, der sie bis zur Gründung des Nationalparks für Museen tötet und zoologische Gärten fängt und auch später noch durch Wilderei ihren Lebensraum bedroht, haben die Echsen keine Feinde. Allenfalls sich selbst. Bis zu einer gewissen Länge sind Komodowarane für ausgewachsene Artgenossen einfach Futter. Der kannibalistischen Neigung ihrer Eltern wegen verbringen Babywarane ihr erstes Lebensjahr auf Bäumen.

Das Inseldasein hat den Oras im Laufe der Evolution einige Vorteile verschafft. Als andernorts flinke räuberische Säugetiere die Reptilienherrschaft ablösten, wuchsen die Eidechsen von Komodo in der geographischen Isolation der indonesischen Inselwelt über Jahrmillionen zu gigantischer Größe heran. Eine vermutliche Folge von Anpassungen an die Beutetiere der Urzeit, Zwergelefanten, die längst ausgestorben sind.

Ihre schiere Körpermasse und die etablierte Säuger Konkurrenz im Rest der Welt verhindern heute erfolgreich, daß die Riesen ihr Inselreich verlassen.

Uns holt leider ein paar Tage später ein Fischerboot ab, das uns nach Rinca übersetzt. Erinnerungen voll Poesie begleiten uns. An Wanderungen im Morgengrauen, im dampfenden Wald, wenn die Vogelwelt lärmend mit fremden Stimmen erwacht, an schweißtreibende Ausflüge entlang taunasser Dschungelpfade, über sonnenverbrannte Hügelketten, durch unwegsame Dickichte, trockene Flußbetten, Mangrovensümpfe und endlose, im Wind singende Savannen. Unvergeßlich die malerischen Berghänge mit kunstvoll arrangierten Palmengruppen, die Küste in blauer Ferne, das weiße Kreuz des Schweizer Barons hoch oben über Poreng, Sebita, der „Ranger-Outpost“, versteckt hinter Mangroven und der Besuch im Kampung Komodo, dem einzigen Dorf der Insel, mit seinen spielenden Kindern, den Muschelsucherinnen am Strand und dem Singsang des Muezzins, der beim Abendrot zum Gebet ruft. Und schließlich die Rückkehr vom Stelzendorf, als wir für Stunden im Boot auf dem Trockenen sitzen und auf das zurückkehrende Meer warten, das sich bei jeder kleinen auflaufenden Welle mit Planktonblitzen ankündigt.

Jonas und die anderen schleppen unsere Kisten und Vorräte zum Landungssteg. Das Boot dümpelt ein Stockwerk tiefer an den Bohlen. Es ist wieder einmal Ebbe. Wir wuchten das Gepäck die Leiter hinab. Ein letztes Winken, dann gleitet die Dracheninsel langsam in die Ferne.

Vorbei an der Insel Padar schlingert der Kutter auf tanzenden Wellen über Strudel und starke Strömungen auf grasbedeckte Hügel zu. Rinca steht touristisch betrachtet im Schatten des berühmten Komodo. Dabei ist es ein Juwel, das seinesgleichen sucht. Abgelegen, still, von zurückhaltendem Zauber. Die Insel protzt nicht mit ihren Reizen, sie will entdeckt werden. Selbst die Brandung des Meeres klingt im Camp nur gedämpft durch den dichten Mangroven-gürtel. Makaken turnen zeternd

durch das Gewirr der Stelzwurzeln. Die Illusion ist voll-kommen, wir sind abgeschnitten von Zeit und Raum.

Ruhe und Abgeschiedenheit spiegeln sich in den Menschen von Rinca wider. Jede Hektik versickert in tiefer Gelassenheit. Die Tage verlaufen beschaulicher als auf der vergleichsweise turbulenten Nachbarinsel. Wie schon auf Komodo sind wir die einzigen Gäste.

Von der Jetty mäandert ein schmaler Steg durch Schwemmland zum Stützpunkt der Park-Ranger. Eingebettet in eine Senke mit saftigen Weiden, liegen die dunklen Holzhäuser des Camps, verstreut und beinahe unsichtbar, am Rande eines kleinen Wäldchens. Mr. Edy, der Koch des Lagers, erklärt uns die Spielregeln. Alle verstehen sich als Teil einer großen Familie. Für die nächsten vier Tage gehören wir dazu.

Auf einer kleinen Anhöhe ragt der Treffpunkt des Lagers weithin sichtbar steil in die Höhe. Das hölzerne Gerippe des alten „Office“ mit Küche und Funkstation. Von dem stattlichen Stelzenbau sind nur die Stützbalken und das Strohdach übriggeblieben. Über den einsamen Schreibtisch mit dem Funkgerät im ersten Stock weht ein steter Wind vom Meer. Das Haus scheint zu leben. Überall knarzt es im Gebälk. Das überdachte Podest nebenan, mit roh gezimmerten Tischen und Bänken, dient als Eßzimmer. Von dem luftigen Aussitz genießt man einen einmaligen Rundblick über das Camp und die dahinterliegende Bucht. Die Erfindung macht Sinn. Gemütlich im Schatten bei Tee und Reis beisammen sitzend, hat man die ganze Umgebung im Blickfeld und vor den Waranen seine Ruhe, die unter den Bodendielen im Halbschatten dösend den Tag verbringen.

Die Ranger teilen mit uns das Wenige, was vorhanden ist. Am ersten Abend Reis. Punkt. Wahlweise pur oder mit getrockneten Shrimps als kulinarischer Raffinesse. Das Mahl ist etwas gewöhnungsbedürftig. Die roten Krümel knacken entsetzlich beim Kauen und der Reis schmeckt durchdringend streng nach Fisch. Wenigstens macht es satt.

Tags darauf leben wir allerdings wie im Schlaraffenland. Zwei „Ladyranger“ aus Flores besuchen ihren künftigen Arbeitsplatz. Sie sind die ersten von vier Frauen, die jetzt selbst-bewußt die Männerdomäne der Parkverwaltung erobern. Wahrscheinlich werden sie der eingefleischten Herrenrunde auf Dauer gehörig den Kopf verdrehen. Wie alle anderen auch, sind sie künftig für mehrere Jahre auf einer Inseln stationiert, bevor sie auf die nächste überwechseln. Im Schichtdienst, immer im gleichen Takt, drei Wochen Dienst, zehn Tage Urlaub.

Alle sind ganz aus dem Häuschen, nicht nur der Mädchen wegen. Mit ihnen sind Berge von Kisten aus Labuan Bajo angekommen. Kisten mit Gemüse, Bananen, Cassava, Süßkartoffeln, Reis, Zucker, feurigem Sambal, Kuchen und Gebäck. Und fangfrischem Fisch – gegrillt, mit etwas Sambal berieben - vom Feinsten. Wahrscheinlich ist in ein paar Tagen alles restlos aufge-gessen und es gibt wieder Reis mit Shrimps aber die Denkweise entspricht der asiatischen Mentalität. Man soll Feste feiern wie sie fallen, wer weiß was morgen ist.

In der Stille der Morgendämmerung treten wir auf die Veranda. Nebelfetzen hängen wabernd dicht über der nassen Aue. Weit entfernt, am Rande der Lichtung, grast unter einem der vielen

Ziziphusbäume ein Wasserbüffel. Der Kopf mit den ausladenden Hörnern und der massige Körper ist über und über mit rotem Lehm bedeckt.

Markus, unser Führer, erwartet uns auf dem „Tanzboden“ zum Frühstückstee. Die ersten Sonnenstrahlen blinzeln über die Hügel der Bucht und tauchen unsere verschlafenen Gesichter in ein mildes, warmes Licht. Entlang des Rinnsals, das das Lager mit frischem Wasser versorgt, pirschen wir durch den Monsunwald auf schmalen Pfaden Richtung Westen.

In den Spitzen der hohen Tamarindenbäume keckern ein paar Affen und goldfarbene Oriols und Drogos mit ihrem schwarz schillernden Fischeschwanz stimmen ihr zwitscherndes Morgenlied an. In einer taubedeckten Waldlichtung äst im Schein der Morgensonne ein Rusa-Reh. Aufmerksam sichernd hebt es den Kopf. Es sieht uns nicht aber die leichte Morgenbrise trägt unsere Witterung zu ihm herüber. Mit schrillum Warnschrei schreckt es ins schützende Unterholz. Wegen seines schmackhaften Wildbrets dringen immer mehr Wilderer von Sumbawa in die Parkgrenzen ein. Mit Hunden stellen sie dem Wild nach und sind bis an die Zähne bewaffnet. Die Parkhüter sind gegen sie machtlos.

Entlang des glucksenden Bachlaufes führt uns Markus tiefer in den Urwald. Er liebt seine Insel und die Natur und man merkt an jeder seiner harmonischen Bewegungen, daß ihm die Gegend vertraut ist wie seine Westentasche. Wie ein sorgsam gehütetes Geheimnis offenbart er uns die schönsten Plätze der Insel. Er ist ein einfühlsamer Begleiter.

Seine Schritte werden plötzlich verhaltener. Ohne ein Wort legt er den Finger an die Lippen. Leise. Wir folgen ihm auf Zehenspitzen. Aus dem nahen Buschwerk dringt wildes Plantschen und Gepolter, gefolgt von kehligem Schnauben. Der Vorhang der Äste teilt sich und wenige Meter entfernt stehen uns zwei Kolosse gegenüber, schwarz wie der Teufel, glänzend und tiefend von nassem, sumpfigen Morast. Aus struppigen Barthaaren tropft moorige Brühe. Wasserbüffel. Die Einheimischen behaupten, sie seien vor der Arbeit auf den Reisfeldern von Flores über die schmale Meerenge nach Rinca geflohen. In der neugewonnenen Freiheit gedeihen sie offenbar prächtig. Alpenkühe wirken im Vergleich zu den stämmigen Riesen geradezu wie schwächliche Zwerge.

Wir sind auf der Hut. Gereizte Wasserbüffel sind nicht zum Scherzen aufgelegt. Fast einer Tonne heranrollender Fleischberge geht man besser aus dem Weg. Aber die Hünen beschließen, daß ihnen von uns Menschengewürm keine Gefahr droht und sinken prustend und Dreck schleudernd in ihre Suhle zurück.

Allmählich lichtet sich der Wald. Auf kaum erkennbaren Wildwechsellinien klimmen wir durch hüft Hohes Guineagrass hangaufwärts, weit entfernten Klippen entgegen. Lontar-Palmen, aus deren Früchten Wein und der scharfe, brennende Arrak gewonnen wird, säumen unseren Anstieg durch die Steppe. Rehe äsen unter raschelnden Blattwedeln. In der Ferne galoppiert eine Herde Wildpferde flüchtend über die Berghänge.

Auf der Anhöhe lassen wir uns im Schatten eines sturmbeugten Bäumchens nieder. Ein lauer Wind rüttelt an den Zweigen. Majestätisch schweben Fregattvögel im endlosen Blau des Himmels. Golo Kode, Hügel der Affen, nennen die Menschen von Rinca den Flecken.

Getragen von der Stille dieses paradiesischen Ortes wandert der Blick in die Ferne über Hügel und Täler und das bezaubernde Mosaik der Lontar-Palmen. Fern am Horizont leuchten die grünen Berge von Komodo aus türkisfarbenem Ozean, links wächst die Affeninsel Gilimotang aus dem Meer und schräg dahinter, im Dunst des Gegenlichts verschwimmen die grauen Konturen von Flores. Der Wind spielt zart mit den Gräsern des Savannenmeeres. Selten hat das Wort Friede eine sprichwörtlichere Bedeutung erlangt.

Tief unter uns weidet eine Herde Büffel an den zertrampelten Ufern eines schlammigen Wasserlochs. Jungtiere sind darunter. Die Alten schützen sie mit dem Spalier ihrer mächtigen Leiber. Nicht ohne Grund. Lautlos taucht zügelnd ein stattlicher Komodowaran aus dem Buschwerk auf. Eine Phalanx gebogener Hornspitzen senkt sich in seine Richtung. Die Echse dreht ab. Sie weiß genau, sie kann jetzt nichts ausrichten. Aber ihre Zeit kommt. Sie wendet sich zum Wasserloch, prüft mit der Zunge die Duftspur und läßt sich unsichtbar im Schatten der Büsche nieder. Sie kann warten, wenn es sein muß tagelang. Sie wird keines der Tiere unmittelbar töten, aber wenn es ihr gelingt ihre gesägten Fänge auch nur in das Bein eines unachtsamen Wasserbüffels zu bohren hat sie gewonnen. Sie wird dem Tier durch die Steppe folgen, hungrig und lauernd. Sie wird es erst töten, wenn es, von Infektionen geschüttelt, schwach genug geworden ist. Oder seine Spur verlieren. Doch der eindringliche Geruch verwesenden Aases wird sie erneut zu ihrer Mahlzeit leiten. Andere Oras werden vielleicht schon zur Stelle sein und irgendwo in der Weite der Savanne beginnt der schaurige Kampf um ein seltenes Festmahl. Dies ist der Kreislauf im Reich des Drachen.

Hoch oben auf unserem Aussichtsplatz besticht der Gedanke, wie ausgewogen die Netze der Natur sein könnten, ohne die Eingriffe des Menschen. Nachdenklich machen wir uns auf den Rückweg.

Versuche auf Rinca eine Perlangesellschaft anzusiedeln, sind Gott sei Dank gescheitert. An der Küste von Loh' Kima verwittert ein Miniaturdorf, das einst Präsident Suharto (?) aus dem Boden gestampft hat, in der gleißenden Sonne. Zwei Perlenkutter verrotten in Schräglage am Strand. Bevor ihn sein Volk aus dem Amt jagte, sollte hier ein lukratives Touristen- und Kommerzzenrum entstehen. Was von dem ehrgeizigen Projekt geblieben ist, sind prunkvolle Bauten, an denen der Zahn der Zeit nagt. Die Parkverwaltung will hier nun einen ihrer Außenposten etablieren.

Ein blütenweißer Sandstrand säumt die Bucht. Sieben oder acht große Warane kriechen in Sauriermanier durch das Palmenlaub. Als wären sie für das „Shooting“ eigens engagiert, tun sie genau das, was man sich für Aufnahmen von Seltenheitswert erträumt. Mit peitschenden Schwänzen Schlangenlinien in den Sand malend, patrouillieren sie vor malerischen Mangroveninseln den Strand entlang, drohen und fauchen und nehmen zur Krönung der eindrücklichen Vorstellung ein kurzes Sonnenbad auf einem der Schiffswracks. Und wie um zu beweisen, daß Warane keineswegs wasserscheu sind, springt einer der Drachen von der Reling ins Meer. Allerdings watschelt er nur Sekunden darauf, triefend wieder auf den Sand.

Natürlich hat die Kamera gerade einem anderen Echten im Visier. Und wie immer sind die besten Aufnahmen jene, die man nie gemacht hat. Das Beinahe-Massaker im Touristencamp beispielsweise, der schwimmende Komodo am Schiffswrack und schließlich jener halbstarke Saurier, der im Camp die Stufen zum ersten Stock des „Funkbüros“ erklimmt, dort ein paar alte Fischköpfe

aufstößt und durstig vom salzigen Fisch nach mehreren vergeblichen Trinkversuchen einen ganzen Eimer Wasser über sich ausgießt.

Wir wissen nicht mehr, ob wir erst Tage oder schon Wochen hier sind. Jeder Tag bringt überraschende und aufregende Erlebnisse, die man sich am Morgen nicht einmal hätte träumen lassen. Atemberaubende „Action“ wechselt mit Momenten voller Ruhe und Einklang mit sich selbst.

Als wir auf einem Hügel hoch über dem Camp, der langsam hinter einem in allen Tönen von Orange angehauchten Scherenschnitt von Palmen und Hügeln versinkenden Sonne zusehen, zählt Markus die Menschen auf, mit denen er in diesem Jahr hiergewesen ist. Ein Australier, ein englischer Fotograf und jetzt wir. Es ist ein bißchen so, als teile er ein kostbares Geschenk mit alten Freunden. Zumindest kommt es uns so vor. Und wir empfinden etwas von der Verantwortung mit Wertvollem achtsam umzugehen.

Als wir gegen Mittag des nächsten Tages, fertig zur Abreise gerüstet, vors Haus treten, erwartet uns Wenzeslaus schon. Wie viele andere hier, verdankt er seinen wenig indonesisch klingenden Vornamen einer europäischen Mission auf Flores. Er war unser Begleiter auf der Hinfahrt und wird uns in wenigen Stunden mit dem Boot durch das Inselmeer über die Meerenge nach Labuan Bajo bringen. Von dort wird morgen der Flieger nach Bali abheben. Welten trennen uns von unserer gewohnten Umgebung und doch schrumpfen Entfernungen im Zeitalter der Technik zu einem Katzensprung. Alles geht ein bißchen zu schnell. Wirkliches Reisen bedarf im Grunde einer gewissen zeitlichen Ungebundenheit.

In unserem Rücken verschwindet die Bucht von Buaya in der Nachmittagssonne. Wir schauen nicht mehr zurück. Diesmal fällt es schwer loszulassen. Jeder starrt auf die glitzernde Wasserfläche vor dem Bug und hängt seinen Gedanken nach. Wir sind tief beeindruckt von dieser skurrilen vorgeschichtlichen Welt mit ihren urtümlichen Geschöpfen, die so wenig in unsere Zeit zu passen scheinen. Es gibt Bilder, die man nicht vergißt und Menschen, deren Freundlichkeit noch echt ist. Vielleicht lehren sie uns dies: eine gewisse Ehrfurcht vor so etwas wie „Schöpfung“ in einem nicht religiösen Sinn und die vage Hoffnung, daß etwas davon bleiben möge. Das Boot passiert in weitem Bogen die letzte Landzunge und hoch oben auf einem Kamm, halb verdeckt in goldgelbem Savannengras, erkennen wir im rötlichen Abendlicht den deutlich abgehobenen Schattenriß eines Drachen.

Portrait eines neuzeitlichen Drachen: der Komodowaran

Komodowarane sind die größten lebenden Echsen der Erde. Mit den ausgestorbenen Dino-sauriern haben sie nur soviel gemein, daß sie vor mehr als 60 Millionen Jahren vom Stammbaum der Kriechtiere abzweigten und als eigenständige Entwicklungslinie bis heute überlebten. Sie sind hochentwickelte, moderne Reptilien. Ihr Ruf, letzte Hinterbliebene der riesenhaften Saurier zu sein, verdanken sie allein dem durchaus menschlichen Bedürfnis nach spektakulärer Übertreibung.

Die nächsten Verwandten der Komodoechsen leben in Australien. Wahrscheinlich besiedelten ihre noch kleinwüchsigen Vorfahren von dort aus die indonesische Inselwelt und reiften weit entfernt vom Konkurrenzdruck anderer räuberischer Arten zu den heutigen Riesenformen heran.

Erst 1910 werden Komodowarane für die Wissenschaft entdeckt und von OUWENS 1912 als *Varanus komodoensis* beschrieben. Im lokalen Manggarai-Dialekt *Ora* genannt, leben die Drachen heute ausschließlich im äußersten Westen von Flores und auf zwei winzigen Eilanden im Archipel der Kleinen Sunda-Inseln: Komodo und Rinca. Auf Padar ist die Population mangels verfügbarer Beutetiere abgewandert. Hier kommen allenfalls Meeresschildkröten zur Eiablage an den Strand und von Schildkröteneiern allein wird kein ausgewachsener *Ora* satt. Der Komodowaran gehört zu den stark bedrohten Tierarten. Weltweit existieren noch maximal 4-5.000 Exemplare. Jegliche Form von Jagd oder Fang ist innerhalb der Parkgrenzen strengstens verboten. Dennoch gefährdet eine kaum zu kontrollierende Wilderei, die seine Nahrungsgrundlage dezimiert, den künftigen Fortbestand der Art.

Männliche Komodos erreichen eine maximale Länge von drei Metern und werden bis zu 90 Kilogramm schwer. Weibchen übersteigen selten die Zwei-Meter-Marke. Die Geschlechter sind, außer über die Körperlänge äußerlich kaum zu unterscheiden. Auch die Frage über das Alter ausgewachsener Komodowarane entzieht sich letztlich einer genauen Überprüfung. Walter Auffenberg, der sich 1969-70 über ein Jahr mit den Echsen von Komodo wissenschaftlich beschäftigt hat, geht aufgrund von Knochenanalysen von einem maximalen Alter von etwa 20- 30 Jahren aus.

Ihre massige Erscheinung macht die Warane zu gefährlichen Räubern. Die „Homerange“ umfaßt Gebiete von mehreren Kilometern Durchmesser. Ruheplätze finden die Tiere im schattigen Flachland, für Beutezüge durchstreifen sie die sonnendurchglühten Savannen. Rehe, Wildschweine, Ziegen und Wasserbüffel stehen regelmäßig auf ihrem Speisezettel, doch im Zweifelsfall fressen sie auch Aas in allen Stadien des biologischen Zerfalls.

Bei der Geburt sind Komodos nur knappe 40 cm lang. Die Babydrachen schlüpfen aus Eigelegen von bis zu 20 Stück, die die Weibchen 8-9 Monate vorher im lockeren Erdreich vergraben und dann sich selbst überlassen. Bis zu einer Größe von etwas einem Meter leben sie auf Bäumen und ernähren sich von Geckos, Insekten und Vogeleiern. Vor ihren älteren Artgenossen sind sie im Laubwerk des Urwaldes relativ sicher. Ausgewachsene *Oras* sind zum Klettern einfach zu schwer.

Übergangszonen: Der Komodo Nationalpark und die „Wallace-Linie“

Abgelegen im östlichen Teil der Kleinen Sunda-Inseln und von extremen Meeresströmungen umspült, beherbergt der Komodo Nationalpark eine ganz eigene Welt. Der Park, 1980 als einer der ersten indonesischen Nationalparks gegründet, umfaßt eine Fläche von insgesamt 173.000 Hektar, wovon der kleinere Teil auf die Inseln Komodo (34.000 ha), Rinca (20.000 ha), Padar (2.000 ha) und Gilimotang sowie eine Vielzahl winziger Eilande entfällt und der Rest die Wasserfläche des umgebenden Meeres einschließt.

Jenseits des Mangrovengürtels gedeihen im planktonreichen, türkisfarbenen Wasser üppige Korallenriffe, ein Eldorado für erlebnishungrige Taucher. Walhaie und Mantarochen tummeln sich zuhauf in geschützten Buchten und unzählige Fischarten bewohnen die steinernen Terrassen. Leider wurden viele Riffe in der Vergangenheit durch Dynamit- und Gifffischerei geschädigt, doch entlang vieler winziger Inselchen blühen die unterseeischen Gärten noch in ihrer ursprünglichen Pracht. Seit 1991 steht der Park auf der Liste des Weltkulturerbes der UNESCO.

Eine extrem verlängerte Trockenzeit, die oft von Anfang April bis Ende Dezember andauert, prägt das Klima und die Vegetation der Inseln. Savannen, die mehr als 70% der Inselfläche bedecken, dominieren die Landschaft und ziehen selbst über steilste Berghänge. In dieser Zone wachsen nur niedere Büsche und die gertenschlanken Lontar-Palmen. Im Sommer steigen die Temperaturen auf den glühenden Hängen auf weit über 40°C.

Rusa-Rehe, Wasserbüffel und auf Rinca auch Wildpferde durchstreifen die weiten Steppen-gebiete. Imposanteste Bewohner der Savanne und *die* touristische Attraktion schlechthin sind aber zweifellos die „Dragons“. Ihnen allein verdanken die winzigen Inseln im Indopazifik ihre internationale Beachtung. Auch wenn Schaufütterungen 1994 eingestellt wurden, stehen die Chancen dennoch gut, einem der Urzeitriesen über den Weg zulaufen. Bezogen auf die Fläche ist ihre Anzahl enorm, wenngleich deutlich geringer als frühere Hochrechnungen annahmen. Die alljährliche Zählung ergab 1998 für die Insel Komodo 1.722 Exemplare, davon 617 erwachsene und für Rinca 1.344 insgesamt. Seit der Gründung des Nationalparks ist die Tendenz leicht steigend.

Galerie- und dichte Monsunwälder bedecken die Taleinschnitte der Inseln. Es sind tropische, immergrüne Trockenwaldformen, die nur während der Wintermonate Regen empfangen. Dann allerdings schüttet es gewaltig. Fünf- bis sechshundert Millimetern Niederschlag stürzen von Januar bis März auf die vertrocknete Erde herab. Nur wenige Tier- und Pflanzenarten sind an das extreme Klima angepaßt. Die Artenfülle ist deutlich geringer als in den Dschungelregionen des übrigen Indonesien. Nur zwei Amphibienarten überdauern die langen Trockenperioden und selbst die meisten der tödlich giftigen Schlangen verbringen die heißeste Zeit des Jahres in einer Art „Sommerschlaf“ vergraben im Erdreich.

Wissenschaftler schätzen die Zahl der Pflanzen auf etwa 80, die der Tiere auf über dreihundert, Arten, wovon die meisten im schattigen Halbdunkel der Wälder zu finden sind. Sie alle, Pflanzen wie Tiere, gehören dem australisch-asiatischen Formenkreis an und wer den Norden Australiens bereist hat, trifft hier auf viele Bekannte. Gelbhaubenkakadus, „Friar birds“, goldgelbe „Oriols“ und Großfußhühner mit ihren mannshohen Erdnestern sind unter den Vögeln häufige Dauergäste auf den Inseln.

Alfred Russel Wallace, ein Zeitgenosse Darwins, bezeichnete einst eine zoogeographische Linie, die in weitem Kreis die Philippinen, Sulawesi, die Molukken und Kleinen Sundainseln umfaßt und westlich-orientalische Tierformen von austral-asiatischen trennen soll. Natürlich gibt es an ihren Rändern Überschneidungen, doch das Land von Wallacea bietet tatsächlich eine aufregende Mischung verschiedenster östlicher Faunen. Am südlichen Rand mit eingeschlossen befindet sich der Nationalpark von Komodo. Die unsichtbare Grenze verläuft etwas westlich der Inseln zwischen Bali und Lombok hindurch nach Norden.

Reiseinfo Komodo Nationalpark - Indonesien

Anreise:

Eine Reise nach Komodo ist nicht ganz unbeschwerlich und lang dazu. Zwei Tage braucht man auch mit modernen Verkehrsmitteln, um den Nationalpark zu erreichen. Viele werden den Aufenthalt wohl mit einer Indonesien-Rundreise verbinden. Flugverbindungen gehen über Singapore, Kuala Lumpur oder Bangkok nach Denpasar auf Bali. Wir haben mit Singapore Airlines gute Erfahrungen gemacht, aber natürlich fliegen auch andere Airlines Bali an (z.B. Malaysian Airline, Garuda, Quantas u.a.). Einmal dort, gibt es mehrere Möglichkeiten für einen Ausflug zu den Dracheninseln: die klassische Kreuzfahrt mit Kurzstop auf Komodo, die 18- stündige Abenteuerfahrt mit dem Überlandbus bis Bima auf Sumbawa oder der Flug mit Merpati Airlines ebenfalls nach Bima oder nach Labuan Bajo auf Flores. Voraustickets für Merpati können von Deutschland aus nur über eine indonesische Agentur vor Ort gebucht werden. DEHA-Tours ist eine von vielen (zu buchen z.B. über Reisestudio Kluttig in Kaarst, die sehr individuelle Planungen zusammenstellen). Geflogen wird, wenn die Flüge planmäßig stattfinden, mit etwas betagten zweimotorigen Fokker F 27. Noch vor kurzem zählten Flüge von und nach Labuan Bajo zu sogenannten Pionier-Flügen. Entsprechend klein waren die Flieger. Der Flug nach Bima dauert knapp eine, der nach Labuan Bajo anderthalb Stunden.

Von Bima oder Labuan Bajo aus gehen öffentliche Fähren nach Komodo, die während unseres Aufenthaltes zweimal wöchentlich, dienstags und donnerstags, verkehren. Wir haben uns für die Transfers jedoch für ein Charterboot entschieden, was zwar etwas teuer ist aber dafür wesentlich mehr individuelle Möglichkeiten bietet. Für die Überfahrt vom Fischerhafen Sape auf Sumbawa (eine Stunde Autofahrt von Bima) nach Komodo muß man je nach Seegang 6-8 Stunden einkalkulieren, von dort nach Rinca sind es noch einmal etwa drei, nach Flores vier Stunden.

Indonesien:

Bezogen auf die Einwohnerzahlen rangiert Indonesien mit knapp über 200 Millionen als fünftgrößtes Land der Erde hinter den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Staatsfläche übertrumpft die USA sogar ein ganzes Stück. Allerdings macht die Landfläche des riesigen Areals von über 1,1 Mio. Quadratkilometern nur einen sehr geringen Teil aus. Indonesien ist ein Inselstaat, eingerahmt von Malaysia, den Philippinen, Neu Guinea und Australien. Von den weit über 13.000 Inseln und Inselchen tragen nur die Hälfte einen Namen und gerade mal 922 davon sind bewohnt. Die Inseln von Lombok bis Timor zählen zur Region Nusa Tenggara, die noch einmal in eine West- und Ostprovinz und die Insel Timor zerfällt. Das Gebiet um Komodo ist eines der am wenigsten besiedelten Areale der Welt, nur rund 4% der indonesischen Bevölkerung leben hier in hunderten ethnischer Gruppen mit ebensovielen Sprachen und Dialekten.

Reisezeit:

Das Klima Indonesiens wird von Monsunwinden beeinflusst, die von West nach Ost über die Inseln streifen. Die Temperaturen liegen das ganze Jahr über 30°C. Regen fällt in der Zeit von November bis März/April. Da die Niederschläge zuerst die westlichen Inseln erreichen, wird die Region nach Osten zu immer trockener. Nusa Tenggara weist eine stark verlängerte Trockenperiode auf, die oft von Ende März bis Anfang Januar andauert. Spätestens ab Juni sind die Hänge des Komodo Nationalparks knochentrocken und braun verbrannt. Die beste Reisezeit liegt in den Monaten April-Mai und September-Oktober, auch wenn die eigentliche Saison von Juli bis August dauert. Aber erstens sind die Inseln dann kaum besucht, im Mai die Savannen noch von einem grünen Hauch überzogen und die Temperaturen moderater, wenngleich in der Grassteppe um die Mittagszeit 40°C und mehr locker erreicht werden.

Geld:

In Deutschland bereits indonesisches Geld umzutauschen macht wenig Sinn. Am besten man deckt sich mit US\$ und DM ein und tauscht in Denpasar auf dem Flughafen oder im Hotel. Einige Wechselstubeninhaber sind im durchzählen der Bündel von Geldscheinen recht pfiffig und mancher Tourist hat sich schon im Nachhinein wundern dürfen, daß trotz höchster Wachsamkeit später vom Umtausch ein ansehnliches Sümmchen fehlte. Der offizielle Wechselkurs lag im Mai `99 bei etwa 7.800 Rupien für einen US\$ (bei Umtausch von 100 US\$-Scheinen), je nach Größe des Scheines auch etwas weniger.

Da die Lebenshaltungskosten in Indonesien nach unseren Maßstäben extrem preiswert sind, kommt man mit wenig aus. Auf den Inseln des Nationalparks schlagen nur die Eintrittsgebühr, Unterkunft/Verpflegung und das eine oder andere „Extraarrangement“ zu Buche. Führungen kosten je nach Dauer zwischen 10.000 und 50.000 Rupien.

Unterkunft & Verpflegung:

Die Parkverwaltung stellt auf den Inseln Komodo und Rinca Gästehäuser zur Verfügung. Die strohgedeckten Stelzenhäuser sind mit einfachen Zimmern ausgestattet, wer Glück hat, kommt auf Komodo in den luxuriösen Genuß eines zu Stromzeiten brausenden Ventilators und eines eigenen Mandis. Der Generator läuft je nach Fernsehlaune der Ranger von etwa 18 – 22 Uhr. Auf Komodo können bis zu 30, auf Rinca 10 Gäste übernachten. Außer ein paar verrückten Forschern oder Fotografen macht davon aber kaum jemand länger Gebrauch. Nachts setzt ab und an wildes Getrappel auf dem Dachboden ein, wenn die Rattenschar Nachlauf spielt. Obwohl sie in Massen die Inseln besiedeln müssen, haben wir doch nie eine zu Gesicht bekommen. Geckos gehören als Insektenvertilger zum Zimmerservice, hier und da ist auch mal ein fußlanger Tockee darunter. Mit Wasser sollte man auf den Inseln etwas sparsam umgehen, es ist, zumindest gegen Ende der Trockenzeit eine Kostbarkeit.

Auf Komodo existiert eine kleine Cafeteria, die einfache Mahlzeiten (Banana Pancake, Nasi und Mie Goreng etc.), Getränke (Wasser, Cola, Limonade) und ein Sortiment an Süßigkeiten anbietet, auf Rinca gibt es außer Getränken und ein paar Biskuits normalerweise nichts. Man sollte also ein paar Grundnahrungsmittel bereithalten, aber im Allgemeinen lassen einen die Ranger schon nicht verhungern

Karten:

Landkarten sind nutzlos, es gibt ohnehin kaum Wege auf den Inseln und die wenigen Trampelpfade kennen die Ranger in- und auswendig. Meist folgt man dem natürlichen Landschaftsverlauf oder einfach Wildwechseln.

Sicherheit und Verhalten:

Als bleichhäutiger Mitteleuropäer ist man an tropische Sonne und große Hitze nicht gewöhnt, eine Kopfbedeckung und Sonnenschutzcreme (Schutzfaktor 12 und mehr) sind unbedingt zu empfehlen, außerdem ein wirkungsvoller Mückenschutz, auch wenn man während der Trockenmonate von Moskitos nur wenig geplagt wird. Trotzdem empfiehlt die WHO eine Malariaprophylaxe für die Kleinen Sunda-Inseln, die aber sicher nur während der Regenzeit wirklich dringend erforderlich ist. Lariam sollte man aber wenigstens als Stand-by mit dabei haben. Ebenso sollte sich ein Minimum an Medikamenten (Schmerzmittel, Antibiotika, fiebersenkende Mittel etc.) und Verbandsmaterial im Gepäck befinden, der nächste Arzt wohnt mindestens vier Stunden entfernt in Labuan Bajo und das nächste Krankenhaus liegt auf Bali (im besten Falle 10-12 Stunden Transportweg). Hohes Schuhwerk und lange Hosen gehören auf jeder Buschwanderung zur Grundausrüstung, Badelatschen-Touristen in Hot Pants verhalten sich mehr als leichtsinnig. Es gibt auf Komodo und den anderen Inseln wenigstens drei tödlich giftige Schlangenarten, eine grüne Baumschlange, die gefürchtete Russell-Viper und eine Kobraart. Auch die Warane sind keine possierlichen Zootiere, wenngleich ihre Gefährlichkeit gerne maßlos übertrieben wird. Sie stellen bei Blickkontakt keine Gefahr dar, würden aber nicht einen Moment zögern Menschen anzugreifen, wenn man unachtsam an ihnen vorbeistolpert. Etwas Aufmerksamkeit bei Ausflügen im Urwald kann also nicht schaden.

Bilder + Legenden

Bilder 1-3: Sinnbild für das Ziel unseres Trips, die hölzerne Eidechse am Bug. Für eine Reise zu den Dracheninseln des Komodo Nationalpark bleibt letztlich nur der Weg über das Meer. Abgeschnitten vom Rest der Welt, liegen die urzeitlich anmutenden Inseln im Archipel der Kleinen Sundainseln zwischen Sumbawa und Flores.

Bilder 4+5: Von der Rangerstation ist vom Meer aus nicht viel zu sehen. Die strohgedeckten Stelzenhäuser des Lagers ducken sich fast unsichtbar in den umgebenden Urwald.

Bild 6: Die Natur erwacht, wenn die ersten Sonnenstrahlen die Hänge des Gunung Ara, zweithöchster Berg auf Komodo, sanft berühren. Wenig später ist der Tau der Dschungelpfade getrocknet und in brütender Hitze quälen wir uns glühende Hänge hinauf.

Bilder 7-9: Vorbei an vereinzelt Lontar-Palmen führen schmale Pfade durch die Savanne steil nach oben. Die Aussicht über die Bucht entlohnt jedoch für alle Strapazen des Aufstiegs.

Bilder 10+11: Wolkenberge über tiefblauem Meer und grüne Hügel prägen das Bild von Komodo. Der Bootssteg des Nationalparks ist in weitem Umkreis das einzige Zeichen menschlicher Besiedlung.

Bilder 12+13: Kein schlechter Platz zum Sterben. Auf einer Anhöhe auf dem Weg nach Poreng im Nordosten der Insel, blickt ein weißes Gedenkkreuz über die geschwungene Küstenlinie. 1974 ist hier ein Schweizer Baron spurlos verschwunden. Sein Fotoapparat war alles, was man von ihm wiederfand. Sehr wahrscheinlich wurde er ein Opfer der mörderischen Hitze und landete schließlich im Bauch eines Komodowarans. Seither ist es verboten, allein und ohne Begleitung eines Rangers über die Insel zu streifen.

Bild 14: Im gleißenden Licht ruht hinter Scherenschnitten von Lontar-Palmen Sebita, einer der vier Außenposten der Parkverwaltung von Komodo. Wer hier seinen Dienst versieht, muß sich um Streß keine Sorgen mehr machen. Besuch ist selten hier draußen und die meisten Touristen scheuen den 10-km-Marsch durch unwegsamen Urwald.

Bild 15: Die einzige Siedlung der Insel klebt dicht an den sonnenverbrannten Grashängen. In Kampung Komodo hausten noch vor sechzig Jahren nur einige Dutzend Sträflinge, die der Sultan von Sumbawa dorthin verbannt hatte. Heute leben etwa eintausend Menschen hier. Die Bevölkerung ist islamisch und die Kuppel der Moschee glänzt weit über das Meer.

Bild 16: Die Hügel von Rinca wirken sanfter als die schroffen Bergketten der Nachbarinsel. Zwei bis drei Stunden dauert die Bootsfahrt nach Loh' Buaya, je nach Seegang und den starken Strömungen, die das Fischerboot wie aus dem Nichts mit spitzen Wellen zum Tanzen bringen.

Bilder 17+18: Unterkunft und Versammlungsplatz auf Rinca. Strohgedeckte Stelzenhäuser am Rande einer Lichtung, einfacher Komfort, traumhafte Lage. Vom ehemaligen Front Office auf der Anhöhe ist nur noch das Gerippe übrig. Dafür hat man von dem wunderbar luftigen Treffpunkt einen idealen Ausblick über das Camp.

Bild 19: Von der Veranda schweift das Auge über Ziziphus-Bäume bis zu den Mangroven in der Ferne. Wasserbüffel und Rusa-Hirsche grasen auf der Weide, Affen suchen im Watt nach Krabben und hin und wieder watschelt einer der halbstarren Komodos den Kiesweg des Lagers entlang.

Bild 20: Der „Tanzboden“ ist das eigentliche Wohnzimmer des Lagers. Die Erfindung macht Sinn, denn wer will beim Tee schon von einer hungrigen Riesenechse gestört werden?

Bild 21: Unter dem losen Bretterdach des Erdgeschosses brutzelt auf offenem Holzfeuer in großen Töpfen und Kesseln das Abendessen. Meist ist es Reis und wenig mehr aber wenn jemand von Flores herüberkommt ist für einige Tage Schlaraffenland angesagt.

Bild 22: Lächeln, nicht nur beim Fototermin. Die natürliche Herzlichkeit der Menschen scheint in die weite, lichte Landschaft zu passen.

Bild 23: Einer der zahllosen Aussichtspunkte auf Rinca. Aus der Ferne leuchtet Gilimotang, die Affeninsel, zu uns herüber und unzählige weitere Inselchen schwimmen im tiefen Blau des Ozeans. Im Wind wogendes Savannengras und sanfte Hügelreihen umgeben uns wohin man auch schaut.

Bild 23a: Golo Kode, der „Hügel der Affen“, einer der friedlichsten Flecken des Komodo-Parks. Das ganze Drachenreich liegt einem zu Füßen. Von felsigen Klippen wandern die Gedanken vom Wind

getragen über das Gräsermeer, folgen Galeriewäldern durch Taleinschnitte zur fernen Küste, verschwinden über die Silhouette von Komodo schwebend irgendwo hinter dem Horizont.

Bilder 24 + 25: Das eigentliche Reich des Drachen. Die lichtdurchflutete Steppe mit den hingetupften Blattkugeln der Lontar-Palmen ist das Jagdrevier der Komodos. Im Mai haben die Hänge noch einen grünen Schimmer. Doch die Trockenzeit ist lang und nur wenig später im Jahr wirken die Inseln wie verbrannt.

Bild 26: Winzige Mangroveninselchen treiben im Türkis des Meeres. In schwankenden Auslegerbooten gehen die Bewohner der Inseln dem traditionellen Fischerhandwerk nach.

Bilder 27-30: Überdimensionierten Pustebäumen gleich stehen die Bälle der Lontar-Palmen im schwindenden Licht des Abends. Die Konturen der Inseln und Küstenlinien verschwimmen in Pastellfarben von zartem Orange. Nur das leise Rascheln der Palmwedel und vereinzelt Rufe von Geckos dringen an das Ohr. In der Stille des Abends wird der Friede der Inseln fast greifbar.

Bild 31: Noch nicht ausgewachsen aber doch schon recht stattlich. Das junge Männchen ist erst rund zwei Meter lang und bis es seine Maximalgröße erreicht hat, dürften noch einige Jahre vergehen. Das Aufrichten auf die Vorderbeine gewährt eine bessere Rundumsicht und im Zweifelsfall einen schnelleren Start. Auch der lange Schwanz ist nicht zu unterschätzen. Gezielte Hiebe damit bringen Artgenossen zur Räson und holen Beutetiere von den Beinen.

Bild 32: Ein Sonnenbad bringt Warane schnell auf die nötige Betriebstemperatur. Flach auf dem Boden ausgebreitet lädt die große Echse ihre Batterien. Das fast putzige Äußere täuscht. Auch wenn die mächtigen Pranken mit den langen Klauen in Schoßhundmanier am Boden kleben: ein hungriger Waran hat seine Umgebung immer scharf im Blick.

Bild 33: Hab-Acht-Stellung. Der leicht geblähte Hals verrät eine gewisse Gereiztheit.

Bilder 34+35: Im Alter verlieren Warane an Farbe. Während jüngere Tiere noch die gelben Sprenkel ihres Jugendkleides am Hals tragen, sind ausgewachsene Männchen einheitlich braun bis grau. Unter jeder der schwierigen Hornplatten sitzen knöcherne Unterlagen, was die massigen Riesenechsen zu äußerst derben und wehrhaften Gesellen macht.

Bild 36: Die gelbe Zunge ist fast länger als der Schädel und ein sehr empfindliches Geruchsorgan. Wie ein gelbes Flammenschwert fahren die gegabelten Spitzen immer wieder prüfend in die Luft, mit steigender Frequenz, falls der Duft Eßbares verspricht.

Bild 37: Was wie eine kumpelhafte Begrüßung aussieht, mündet in einem wüsten Scharmützel um Platzrechte. Wer keine Lust zum Prügeln hat, wird vom Boß solange beackert, bis er fauchend das Feld räumt oder sich schwanzschlagend zur Wehr setzt. Die Kämpfe nehmen im Sommer an Heftigkeit zu. Dann raufen die Drachen um die Gunst der Weibchen.

Bilder 38+39: Irgendeinen Anreiz in Form von Fressen muß es schon geben, bevor ein Waran Baden geht. Bei Aufnahmen von schwimmenden Komodos ist der vorangeleitende Köder meist nicht mit im Bild. Doch wie hier bei Loh´ Kima, suchen die Riesenechsen die Strände häufig nach Freßbarem ab. Die Fischer lassen den nicht verwertbaren Beifang meistens am Ufer zurück.

Bild 40: Ein lauschiges Plätzchen, nicht nur der Sonne wegen. Auf den alten Kuttern riecht es zumindest für Warane lecker nach Fisch.

Bild 41: Junge Warane sind hübsch bunt gefärbt und leben zu ihrer eigenen Sicherheit auf Bäumen. Zum Bodenleben gehen sie erst über, wenn sie eine Länge von einem Meter und mehr erreicht haben. Familienbande kennt man unter Komodos nicht. Für ihre erwachsenen Verwandten sind die Winzlinge einfach Futter.

Bilder 42-44: Potentielle Beutetiere für Komodowarane, Wildschweine und Wasserbüffel. Auch wenn sie die riesigen Verwandten unserer Kühe nur selten direkt töten, führen Bisse doch meist zu tödlichen Infektionen.

Bild 45: Der kleine Bruder des Gelbhaubenkakadus erinnert daran, daß Australien nicht weit ist. Innerhalb der Wallace-Linie mischt sich eine Vielzahl von asiatischen und australischen Tierformen.

Bild 46: Orchideen, die einzigen auffälligen Blütenpflanzen auf Komodo, gedeihen im Dämmerlicht des dichten Urwaldes in den Astgabeln alter Bäume.



© *perentie productions* - nature documentaries
Dr. Klaus Sparwasser